

Sachdokumentation:

Signatur: DS 3660

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/3660

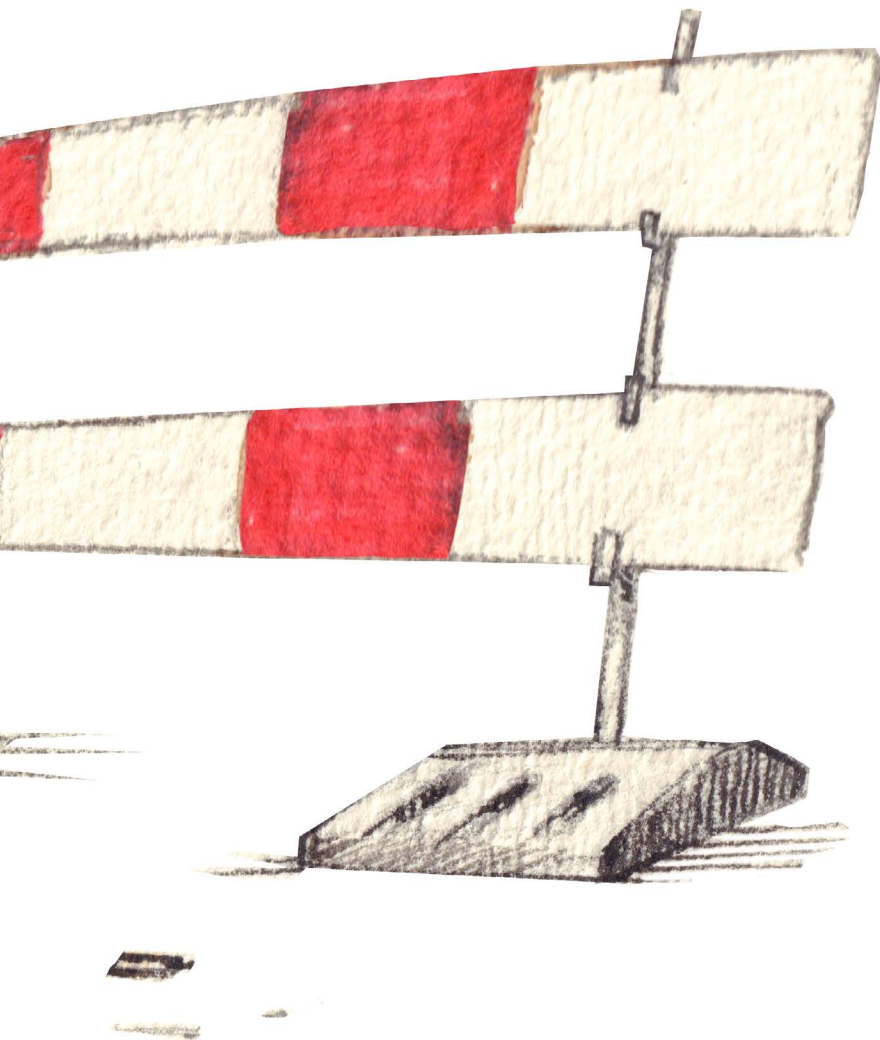


Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Was wäre, wenn ...?

Texte aus der Schreibwerkstatt 2021
von Caritas Zürich

Die Welt neu schreiben

Von Anna-Katharina Thüerer, Grundlagen Caritas Zürich

Schreiben tut gut. Es kann Rückzugsort, ein Raum für fantastische Spielereien, aber auch ein Mittel zur Verarbeitung des eigenen Lebens sein. Die Schreibwerkstatt von Caritas Zürich, die sich an Menschen mit beschränktem Budget richtet, setzt genau hier an: Die beiden Kursleitenden und Schreibenden Reda El Arbi und Seraina Kobler bringen in ihrem Schreibkurs den Teilnehmenden die Werkzeuge für kreatives Schreiben näher und schärfen ihren Blick für ihre Wörter und Geschichten, die gelesen werden sollen. In der Schreibgruppe wird getextet, gezweifelt, überarbeitet, Feedback gegeben, und neben den Texten entstehen nicht selten auch Freundschaften. Für viele ist das Schreiben nach dem Kurs eine gestärkte Ressource, auf die sie zurückgreifen, um Schwieriges anzugehen, aber auch einfach, weil es Freude bereitet.

«Was wäre, wenn ...?», dieser Frage widmete sich die Schreibwerkstatt 2021. Wie könnte ein Leben aussehen, wenn dieser eine Moment so nie passiert wäre? Wenn ich an einer Kreuzung anders abgebogen wäre? Oder wie könnte eine andere Welt funktionieren? Von diesem Ausgangspunkt machten sich die Autorinnen und Autoren auf die Suche nach ihren Geschichten. Die einen blieben ganz nah an der Frage, andere nutzten sie als lose Inspiration für Erinnerungen oder Neues.

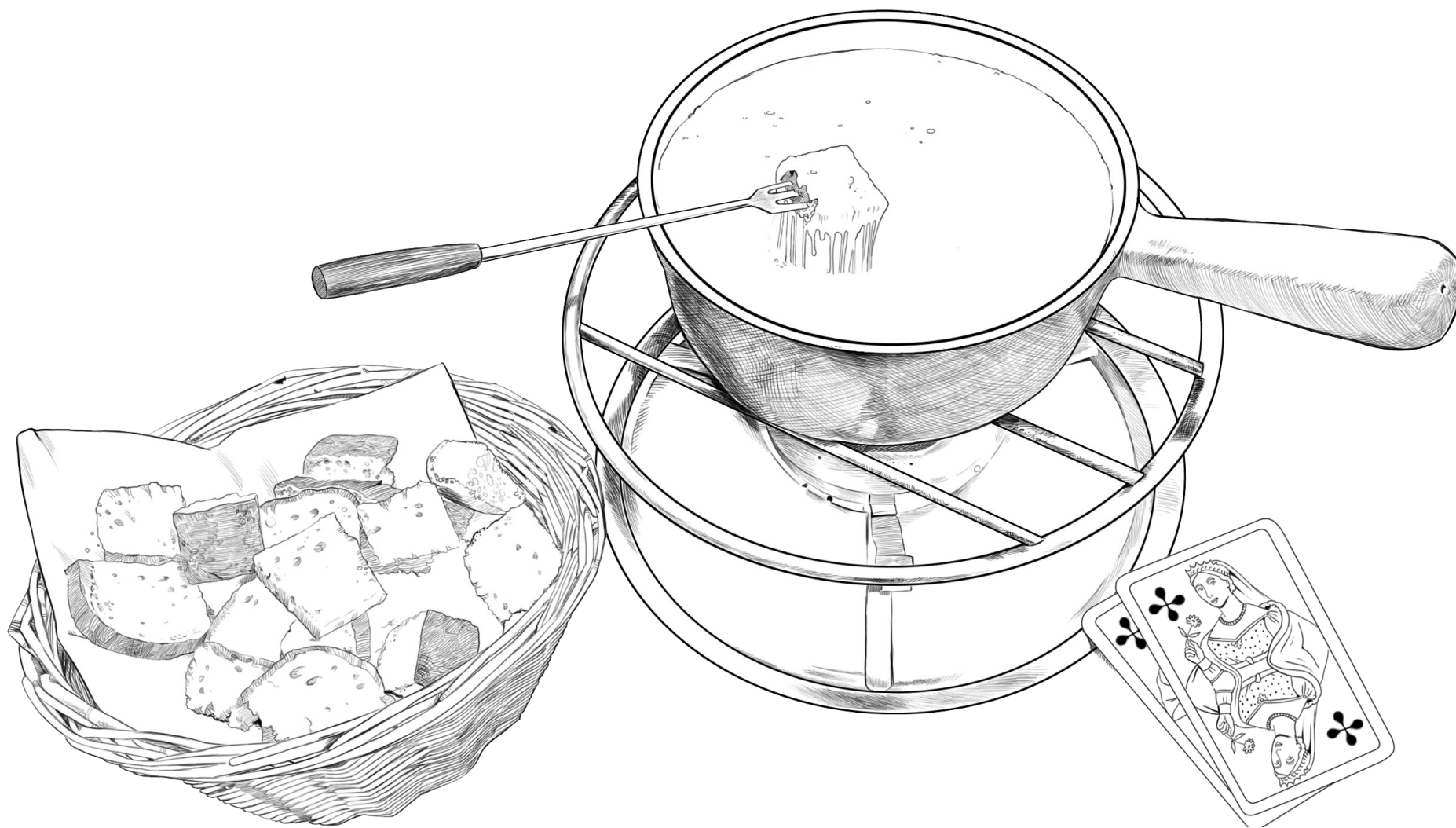
Heidi Ritz fragt sich, was eine Erinnerung denn ausmacht und katapultiert die Lesenden mit ihrer sinnlichen Sprache direkt in einen Sommertag unter Freunden und in gemütlich verbrachte Abende in einer Berghütte. Hubi taucht ein in eine Kindheitserinnerung voller Farben und Musik, in die philosophische Fragen zu unserer Gesellschaft und Konsum eingewoben sind. Maria Friedrich beleuchtet ihre Kindheit im fernen Ägypten und wird sich der Fülle ihrer reisenden Biografie bewusst. Ivan Siegenthaler erschreibt sich die nahe Zukunft, die von unserem leichtsinnigen Umgang mit der Umwelt gezeichnet ist. Ruth Rüfenacht Boller nimmt uns mit in die Vergangenheit an einen Tag, an dem ein ihr flüchtig bekannter Nachbar handelte und bis heute ihre Wahrnehmung prägt. Barbara Bott nähert sich mit ihrer poetischen Sprache Verletzungen der Vergangenheit an und findet die Stärke, die sie schon immer in sich getragen hat. Erika Arzadums Geschichte zeigt berührend, wie ein Schicksalsschlag uns vor Augen führen kann, dass wir unseren Träumen folgen sollen.

Die Texte werden von einer losen Serie von Skizzen des Illustrators Marc Müller begleitet.

Ich wünsche Ihnen eine gute Lektüre!

Inhaltsverzeichnis

Die Welt neu Schreiben.....	2
Die Erinnerung.....	5
Kurze Nachlese Kindheitserinnerungen.....	9
Was wäre, wenn ich in Alexandria geblieben wäre.....	13
Im Jahr 2050 oder Auf und Ab.....	21
Verallgemeinert.....	25
Löwen aus Stein.....	29
Story #7.....	35
Die Kursleiterin und der Kursleiter.....	38
Impressum.....	39



Die Erinnerung
Von Heidi Ritz

Ich habe diese Erinnerung, die es gar nicht gibt. Also geben tut sie es schon, nur die Begebenheit, an die ich mich erinnere, hat nie stattgefunden.

Meine Erinnerung ist die: Ich bin bei Freunden von Freunden zu Besuch. An einem dieser warmen Nachmittage im Süden sitzen wir am Tisch und jassen.

Den Tisch bei den Freunden von Freunden, den gab es. Auf ihm stapelten sich Bücher und Zeitungen, lagen Fotoapparate und Notizblöcke, teilten sich Zeitschriften und Fundstücke einen Platz, und zwischen alldem erschien ein nie abzureissen scheinender Strom von Gerichten. Auf raffiniert gewürzte Speisen folgten einfache Köstlichkeiten, wechselten sich pikante Knabbereien mit süssen Leckereien ab, verführten uns saftpralle Früchte und Brot mit krachender Kruste, stets begleitet von vollmundigem Wein und aromatischem Kaffee, von durstlöschendem Wasser und gekühlten Drinks.

Wir diskutierten und lachten, lasen aus Büchern vor und schwiegen miteinander, hörten Musik und erzählten Geschichten. Manchen Nachmittag liessen wir in den warmen Abend übergehen, weiter in die samtige Nacht fliessen, blieben sitzen, bis der Mond im Zwielficht des nahenden Morgens verblasste oder trafen uns schlaftrunken zum Frühstück, um uns von der Morgensonne in den Tag geleiten zu lassen, der von Geräuschen und Düften durchzogen wurde.

So löste die süsse Schärfe des Morgens die Frische der Nacht ab, vermischte sich mit der Verführung des Brotes und den Röstaromen des Kaffees. Speiseresten lockten Wespen an, während sich das Brummen der Fliegen unter unsere Gespräche mischte und wir das trunkene Summen der Bienen über den Blüten hörten. In der Hitze der Mittagszeit knackten die Holzbalken, waberten die Trockenheit der Erde und der Geruch des gedörrten Grases durch die Luft. Bald schon schmeichelte die Würze des wilden Rosmarins, wehte ein harziger Hauch aus dem Pinienwäldchen herüber und zog der Rauch des abendlichen Feuers in den Himmel. Vielstimmige Grillen konzertierten in der Dämmerung, durchbrochen von schnaufigen Wildschweinen auf der Suche nach Fressen und dem Flappen der Tischdecke im Wind. Nachts raubten uns Mücken den Schlaf, begleitet vom Klatschgeräusch der Hände auf Haut und an Wänden.

Aber jassen? Niemals! Ich konnte zu diesem Zeitpunkt nicht jassen. Ich wollte es nicht können. Nur schon die Szenerie, die sich vor mir auftat und mit der ich das Spiel verband, schreckte mich ab. Bilder von stumpenrauchenden Männern im Wirtshaus erschienen vor meinen Augen. Männer, die den ganzen Nachmittag Dinge wie «Obenabe», «Bock», «Stöck» ausstiessen und ansonsten eisern schwiegen, die den Karten nicht nachvollziehbare Punkte zuwiesen und beim Auszählen argwöhnisch mitrechneten, die verbissen auf geschriebenen und ungeschriebenen Regeln beharrten und beim kleinsten Verstoß lautstarke Auseinandersetzungen führten. Nein, gejasst haben wir nicht.

Ja, doch, ich lernte es eines Tages. Im Winter war es, in den Ferien, in denen wir uns im morgendlichen Halbdunkel aus den Federbetten schälten, uns in Kleiderschichten stürzten und am Ofen in der Küche aufwärmten, bis die Bialetti blubberte und das Brot aus dem Toaster sprang. Dick eingemummt stampften wir in der klirrenden Kälte zum Skilift, liessen uns auf den Berg gondeln und glitten im knirschenden Schnee talwärts. Mittags stakten wir ins Restaurant, wurden von Frittieröl-

und Zwiebelsaucen-geschwängelter Luft empfangen, vereinzelt stach der Schnapsgeruch des Kafi Luz in die Nase. An den blau-weißen Nachmittagen wiederholten wir die Abfahrten der Vormittage, bis uns die Energie ausging, die wir uns am Abend mit währschaftem Essen, heisser Schokolade und Schümli-Pflümli zurückholten.

An einem Abend, den wir fonduesatt und träge vor uns hatten, liess ich mich dazu überreden, die Nummer vier zu sein. Ich lernte die geschriebenen Regeln, konnte mir einige der ungeschriebenen merken und sogar die Punktevergabe nachvollziehen. Vom totalen Schweigen liess ich mich entbinden und so plauderten wir zu diesen und jenen Themen, die nichts mit dem laufenden Spiel zu tun hatten. Die unterschwellige Gefahr meines Ausstiegs zwang die anderen, ihren Ehrgeiz zurückzubinden und das Verfolgen jeglicher Regelverstöße im Zaum zu halten. Wir fanden einen für alle akzeptablen Kompromiss, der uns eine kurzweilige Zeit bescherte, die jedoch von den lebhaften Tagen im warmen Süden weit entfernt war.

Das Wichtigste, das Heidi Ritz in der Schule gelernt hat? Lesen und schreiben. Ersteres am liebsten pausenlos, Letzteres immer mal wieder mit der Angst vor dem weissen Blatt.



Kurze Nachlese Kindheitserinnerungen
Von Hubi

Als wohlbehüteter und gewissermassen glücklicherweise vollkommen übermässig versorgter – und darüber hinaus in totaler Sicherheit befindlicher Heranwachsender der 70er- und 80er-Jahre – war ich aber naturgemäss, auch gezwungenermassen, eingebunden in die damals weit um mich herum herrschende und scheinbar unaufhaltbar anhaltende Aufbruchs- und Wirtschaftswunderüberflusstimmung.

Die allseits als grösstmöglicher Segen und Heilbringer betrachtet und für gut, und ja, es mag aus heutiger Sicht erstaunen, für ohne Ende genommen wurde. Zweifelnd oder hinterfragend, wo das alles hinführen sollte oder könnte, war obsolet. Die Gegenwart und die Zukunft in den Köpfen waren übergreifend eingemeisselt, als grossartig und ohne denk- oder irgendwo erkennbares Ende. Die lockenden Errungenschaften der Technik, die immer mehr einer breiten Masse zu erschwinglichen Preisen und in immer raffinierteren Ausführungen angeboten wurden, machten das Leben, gleich einem Zauber, so viel leichter und gewiss vielfach unbemerkt auch eintöniger und tatsächlich sogar hektischer.

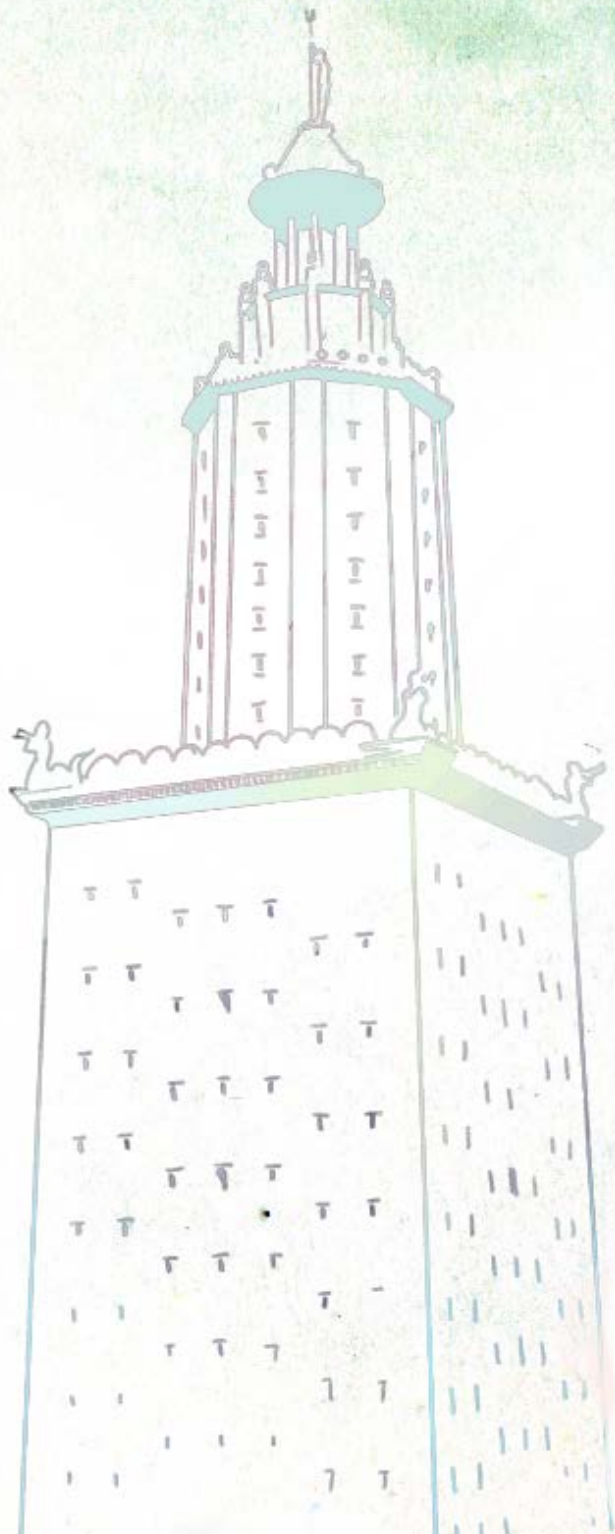
Allgemeiner Wohlstand für den schnellen Kick der zusehend gleichgeschalteten und mit Waren manipulierten und unweigerlich in eine Richtung gedrängten Massen. Das Quartier, das Einfamilienhaus, die Annehmlichkeiten und die Behütung durch Eltern, die als wichtig und lebensweisend bezeichnete Schule, liessen ein willkommen heissendes Schlaraffenland entstehen. Mitunter die besten Voraussetzungen erfolgreich ins Leben zu starten.

Bald schon mein erstes Fahrrad in einem kräftigen Rot, tatsächlich meiner damaligen Lieblingsfarbe. Anfänglich mit Stützrädern, aber nicht für lange, die Einschränkungen durch die Stützen behinderten mich letztlich mehr, als dass sie mir jemals helfen würden. Die eigene Mobilität war gewonnen und die Faszination am Fortkommen, Ankommen und wieder Weiterkommen war unaufhaltsam als ein bleibendes Muster in meine kleine Kopfwerkstatt und deren Erfahrungshungrigkeitsabteilung implementiert, die Updates waren quasi vorprogrammiert und wurden nie auf die lange Bank geschoben. Also kein Wunder, erinnere ich mich an knalliges Froschgrün und allgegenwärtiges Orange, natürlich saublödes Weiss, das mir immer wieder grossen Ärger einbrachte, weil ich einfach ein totaler Schmutzfink war und unverschämterweise immer noch bin.

Frauen in farbenfrohen Kleidern, mit wirklich allen denkbaren und undenkbaren Mustern, die es in irgendeinem vermutlich vollgedröhnten kreativen Kopf nicht mehr aushielten und raus in die Welt mussten, nichts schien unmöglich, nichts war extravagant genug. Augenkrebs, eine coole Komikererfindung der Gegenwart, war noch nicht in Sicht, und hätte niemanden zum Lachen gebracht, der Humor war bodenständig und einfach. Cousinen mit reizvoll formbetont geschnittenen Röcken, teilweise hart kratzend an der Grenze von sehr prächtig zu vulgär, im Wesentlichen dazu gedacht, rudimentär und tatsächlich, der vorbehaltlosen Schambedeckung treu zu dienen. Die Beine lang und bestens gepflegt, wahlweise in hautfarbigen oder lichtdurchlässigen schwarzen Strümpfen oder im Sommer auch sehr gerne naturgebräunt und geschmeidig, und wie viel mehr noch gefühlsecht und vom Leben durchströmt. In einen äusserst präsentablen Ausschnitt gehüllte Brüste, gerade noch einigermaßen artig bedeckt gehalten, dass sie mir nicht plötzlich und unerwartet entgegenspringen würden, wenn ich auf dem Schoss sitzend deren einlullende Präsenz und das pulsierende Verströmen von Stössen überbordender Wohligkeit, einatmen durfte. Die Macht, die sie über mein Blickfeld mit

Leichtigkeit errungen haben, sind vielleicht die ersten Zeugen von noch zu folgenden Eskapaden. Dem entgegengesetzt und konträr die Männer in Hemd und grosszügigen Krawatten mit adretten Anzügen, und gern auch mit Hüten, in allen denkbaren Varianten. Herausgeputzte Halbschuhe waren die Pflicht, niemand wäre ausser zum Sport in Turnschuhen aufgetaucht. Es wurde geraucht, was das Zeug hielt, und getrunken, was der Wirt oder Gastgeber hergab. Ich entsinne mich an rauchgeschwängerte und fröhlich gesellige Runden, die bis in den späten Abend hinein für Unterhaltung und viel Gelächter sorgten. Im Nachgang betrachtet wie in einem Bassfeuerwerk und daruntergelegtem melancholisch orchestriertem, und den Ansatz von leichter, pessimistischer Fröhlichkeit verbreitenden The-Cure-Song, flogen die Ereignisse damals an mir vorbei, rissen mich mit, wohlwissend, es ist nicht die Erfüllung eines Traumes, es ist Teil meines Lebens, und ich bin darin nicht für immer gebunden, und die Flüchtigkeit und die immer wieder überraschend aufflammende Raffinesse der Ereignisse sind dem Moment und den auftretenden Figuren geschuldet. Letztlich und nur zum Guten bestimmt, sind es die ausdrucksstarken und vom prallen Leben sprühenden Gesichter, die Mimik und die Gesten, die in die Erinnerung eingehen und ihren Platz finden. Die tadellose Durchbrechung der Individualität aufgehend und sich entfaltend in der Gemeinsamkeit. Das schlichte Leben in der Fülle und in Variationen, die nicht nur endlos erscheinen, sondern tatsächlich auch hoffentlich niemals in der Endlosigkeit enden. Und ja, es erscheint mir tröstlich, der heutzutage viel zu oft vorhersehbare sakrale Sog des Ein und Aus war noch lange nicht bis in die letzte Perfektion terminiert. Die heute allgegenwärtige Leistungsgesellschaft und Vielverbrauchermentalität war in ihren Anfängen bereits unaufhaltbar unterwegs.

Schreiben ist für Hubi die pure, unzensierte Lust und Spielerei, um mit den Sinnen und der grenzenlosen Fantasie Erlebtes hervorzubringen.



Was wäre, wenn ich in Alexandria geblieben wäre
Von Maria Friedrich

Wenn ich mein Leben in Alexandria mit dem in Zürich und Pfäffikon ZH vergleiche, waren meine kindlichen und jugendlichen Erfahrungen in meiner Geburtsstadt viel unbeschwerter. Alexandria war eine Millionenstadt am Meer, nicht weit von sauberen Stränden. Die Luft roch nach Salz, und meistens wehte in der Nähe des Meeres ein salziger Wind um mich und mein Gesicht.

Alexandria wurde von Alexander dem Grossen wie ein Schachbrett gebaut. Die Schachbrett-Idee für die Strassen dieser Stadt ist bis heute erhalten geblieben. Alexander konnte die Schönheit dieser Stadt leider nicht mehr bewundern, denn er ist 32-jährig an Typhus gestorben. Er wurde aber in Alexandria begraben. Bereits während der vorchristlichen Zeit bestand die alexandrinische Bevölkerung aus den verschiedensten ethnischen Gruppen. Die Stadt war damals ein wirtschaftliches, geistiges und politisches Zentrum der hellenischen Zeit. Dieser freie Geist wurde mir von meiner griechisch-orthodoxen Mutter Irini Farmakidis und unserem ägyptischen Umfeld vorgelebt. Diese menschlich so wertvolle Zeit werde ich nie vergessen, sie ist die Wertvollste. Ich liebte meine griechisch-orthodoxe Mutter sehr.

Sie war ein offener, ruhiger, liebenswürdiger und humorvoller Mensch. Überhaupt waren die meisten Menschen in Ägypten sehr höflich. Es gab aber auch Ausnahmen. Zum Beispiel, wenn sich Ägypter auf offener Strasse einem handfesten Streit hingaben. Der Wutentbrannte schrie dann ganz laut «Sibini ne mauetu!» – was heisst: «Lasst mich ihn töten!» Meine Mutter meinte dann, das schreit er nur, weil er genau weiss, dass ihn seine Freunde zurückhalten. Meine Mutter liebte die Menschen und viele Menschen teilten mit uns das Leben. Mit meinen beiden Tanten Anna und Aspasia, die fast täglich mit etwas Essen oder zur Anprobe bei uns vorbeischaute, mit unserem Dienstmädchen Aziza, das ich meistens bei unserem Glätter holen musste, wenn sie meine Mutter dringend brauchte, oder mit unseren griechischen oder jüdischen Nachbarn.

Die jüdische Familie Menasch habe ich besonders in Erinnerung. Am Schabbat rief Frau Menasch: «Mary, tu viens s'il te plait eteindre la lumière?» In Ägypten rollt man das R, wenn man Französisch spricht, und es heisst: «Mary, kommst du bitte das Licht ein- und ausschalten?» Und wenn der älteste Sohn Albert zu uns gelaufen kam mit der dringenden Bitte: «Madame Irène, Madame Irène, venez vite, papa frappe maman!» – «Frau Irène (meine Mutter), kommen Sie schnell, mein Vater schlägt meine Mutter!» Mein Vater antwortete dann: Geh nicht hin, das geht uns nichts an. Meine Mutter ging aber trotzdem zu den jüdischen Menaschen einen Stock tiefer, um zu schlichten. So lernte ich schnell, wie verschieden die Welten meiner Eltern waren. Um dann nach vielen Jahren mithilfe von Selbsterfahrungen, Gesprächen, Malereien und Singen herauszufinden, dass auch ich sehr verschiedene Eigenschaften in meiner DNA beherberge. Meine Mutter stammte aus Alexandria aus einer kinderreichen Familie. Sie war die Jüngste. So ganz anders war mein Vater aus dem Zürcher Oberland, aus Bäretswil.

Auch er stammte aus einer kinderreichen Familie, er war aber der Älteste. Er war meistens mürrisch und für sich allein und spielte Patience oder las Zeitung und ging jeden Dienstag zum Kegeln oder Jassen in den Schweizer Club. Für meinen Vater war es eine Ehre, mit diesen zum grossen Teil sehr vermögenden Schweizern im Club zu kegeln und zu jassen. Mir war das ein Dorn im Auge. Ich hatte Angst vor meinem Vater. Er war sehr streng, konnte aber, wenn es ihm passte, auch sehr grosszügig sein. Aber eben, es musste ihm schon passen.

So wuchs ich im Umfeld meiner griechischen Mutter auf. Die welsche Schweizer Schule, die ich besuchte, war strikt nach dem Portemonnaie unserer Eltern eingeteilt. So erlebte ich dieses deutsch-welsch-schweizerische Umfeld. Madeleine wurde meine Freundin, weil unsere Väter ungefähr gleich viel verdienten.

Unsere beiden Familien gehörten eher zu den «ärmeren» Schweizern. Zu dieser Zeit schwor ich mir, dass ich nicht zu dieser Gesellschaft gehören möchte. Meine Schulleistungen waren auch entsprechend schlecht. Mein Vater stiess immer einen tiefen Seufzer aus, wenn er mein Zeugnis unterschreiben musste. Im Rechnen mussten ich und auch ein paar andere Schüler unsere Resultate vorne bei der Lehrerin entgegennehmen. Bei mir hiess es meistens: «Mary Calcul Zero Fiasko.» Dafür hatte ich in der Handarbeit und im Turnen die besten Noten. Sämtliche Zeugnisse dieser Schule habe ich dann später einfach zerrissen. Ich spielte lieber mit meinen griechischen Nachbarn Aris und Anthoula. Wir gingen zusammen baden und hatten eine super Zeit miteinander am Meer. Da war aber noch der kleine George, auf Griechisch Iorgakis genannt. Das «akis» am Ende jedes Wortes oder Namens ist ein Diminutiv so wie das «li» auf Deutsch. Ich war etwa fünf oder sechs Jahre alt und ging vor Iorgakis in den Kindergarten. Meine Mutter erzählte mir ein paar Jahre später, dass Iorgakis sich bei uns zu Hause vor mein Bild setzte und im vorwurfsvollsten Ton fragte: «Mäi Mäi, iati ie mu milas?» Was heisst: «Mary, warum sprichst du nicht mit mir?» Iorgakis konnte den griechischen Diphthong (das sind zwei Buchstaben zusammen, die einen Wortlaut ausmachen) und das R noch nicht aussprechen. Iorgakis war fast immer bei uns. Denn die Mutter von Iorgakis hatte einen Liebhaber, da ihr Ehemann Kapitän auf hoher See und deshalb meistens abwesend war. Und wenn die Mutter von Iorgakis die Treppe hinunter trippelte, roch das ganze Treppenhaus nach einem wunderbar riechenden Parfum, das ich sehr liebte. Sobald ich ihre hohen Absätze im Treppenhaus hörte, machte ich leise unsere Haustüre auf und sog diesen unerhörten, betörenden Duft tief und genüsslich in meine Lungen ein.

Als ich fünf Jahre alt war, vor dem Kindergarten, schickte mich, ich nehme an, es war mein Vater, mit einer Etikette um meinen Hals mit der Swissair-Maschine nach Zürich zu Tante Trudi und Onkel Willy, um Schweizerdeutsch zu lernen. Als ich zurück zu meinen Eltern flog, konnte ich kein Griechisch mehr. Auch das erzählte mir meine Mutter später. Da sie kein Deutsch sprach, soll ich sie bei der Hand genommen haben und laut geschrien haben: «Mary Brunni mache!» und zeigte ihr den Ort. Ich lernte die griechische Sprache aber schnell wieder. Dieses Hin und her hat mich im Leben anfangs rastlos werden lassen, aber auch sehr flexibel gemacht, was Veränderungen betrifft.

Seine Majestät Farouk der Erste (das war die offizielle Anrede des Königs, auf Arabisch Farûq al-Awwal) regierte von 1936 bis 1952 als König von Ägypten und Sudan. Er war der zehnte Herrscher der Dynastie von Mohammed Ali. Am 23. Juli 1952 wurde Faruk al-Awwal durch einen Militärputsch von General Mohammed Naguib und Gamal Abdel Nasser gestürzt. Über seine Majestät den König Farouk al-Awwal gab es ein paar Anekdoten. Zum Beispiel konnte König Farouk al-Awwal ganz unerwartet auch im Schweizer Club zum Kegeln erscheinen. Wenn aber seine Majestät der König Farouk al-Awwal den Schweizer Club zum feudalen orientalischen Fest einlud, liessen alle Schweizer, die eine blonde Partnerin hatten, diese lieber zu Hause. Niemand kann seiner Majestät eine Bitte verwehren, auch dann nicht, wenn er eine blonde Schweizerin zu sich zu Tisch bittet und



nicht deren Ehemann. Und ja, einem Lustmolch-König (alle wussten das) traut man so einiges zu. König Farouk al-Awwal war auch der Einzige, der in Alexandria ein rotes Auto fuhr. Wir hatten alle grosses Erbarmen mit der Königin, Zena Narriman Sadek, der zweiten Frau des Königs. Diese arme Frau, niemand beneidete sie um ihren Lustmolch-Ehemann.

Die Schweizer hatten ein richtiges Chalet gerade neben dem Königspalast, mit Schweizer Fahne, versteht sich. An diesem einen frühen Morgen hörten wir einen unheimlichen Krach, denn wir hatten dort übernachtet. Mein Vater und ich rannten bis zum Gartentor. Was sahen wir? Riesige Panzer kamen von Seite des königlichen Palastes. Ich stand zur linken Seite meines Vaters, der sagte: «Das ist nichts Gutes.» Der König musste 1952 ins Exil, zuerst nach Monaco und dann nach Italien. 1953 wurde in Ägypten dann endgültig die Republik ausgerufen.

Ein paar Jahre später, zwischen 1956 und 1957, ich war damals 12 oder 13 Jahre alt, sagte mir meine Mutter: «Mary, dein Vater hat gesagt, dass du zu Tante Trudi und Onkel Willy nach Zürich gehen und dort wohnen wirst und dort zur Schule gehen musst.» Ich bekam einen Schock und war sehr traurig darüber. So auch meine Mutter. Ich weiss nicht mehr, wie ich darauf reagiert habe. Ich glaube, ich habe alles verdrängt.

Meine Ankunft mit meinen Eltern in Zürich habe ich ebenfalls einfach verdrängt. Ich weiss nur noch, dass ich, als meine Eltern mit dem Zug vom Hauptbahnhof Zürich nach Ancona fuhren, mein Taschentuch zerrissen habe vor Schmerzen, unbewusst. Auch die Ankunft in Zürich war ein Schock. Ich musste die Sekundarprüfung auf Deutsch bestehen und wusste viele Jahre später auch nach der blöden Handelsschule, die ich nur aus Verlegenheit absolvierte, nicht recht, was aus mir werden sollte. Ich war eine verwirrte Jugendliche. Eins wusste ich aber: Ich wollte raus aus der Stadt Zürich. Die Schweiz war für mich ein streng gehaltenes, aber sehr schönes Land. Also begann ich zu reisen. Es war eher eine Flucht. Beruflich wie auch privat. Zur Ruhe kam ich erst in den zehn Jahren, in denen ich meinen zweiten Beruf als Atemtherapeutin ausübte.

Tja, was wäre, wenn ich in Alexandria geblieben wäre? Das ist auf Anhieb schwierig zu sagen. Ich nehme an, ich hätte geheiratet und Kinder bekommen. Ich liebe Kinder. Das Leben in Ägypten ist nicht einsam, das Gegenteil ist der Fall. Das Leben in Alexandria wäre ganz bestimmt viel weniger stressig gewesen als das schweizerische. Aber auch nicht so spannend und lehrreich. Vielleicht hätte ich aber das Wort «Einsamkeit» nicht kennengelernt. Ob ich da glücklich gewesen wäre? Ich weiss es nicht.

Der Vermieter meiner Wohnung in Zürich-Seebach wollte das Haus renovieren und kündigte uns kurzerhand. Das war für mich ein Wink von oben. Also reiste ich während elf Monaten mit zehn Koffern nach Ägypten und bereiste Alexandria, Kairo, Luxor, Assuan, eine schöne Oase in der ägyptischen Sahara namens Siwa, die schwarze und weisse Sahara und den Berg Sinai. Moses soll dort die Zehn Gebote in Stein gemeisselt von Gott erhalten haben. Meine Freunde aus der Schweiz besuchten mich mehrmals. Ich wollte herausfinden, ob ich in Ägypten nach so langer Zeit wieder für immer wohnen und leben könnte. Aber Ägypten hat sich sehr verändert. Die Ägypter lieben ihre Kinder über alles und jede Familie hat mindestens zwei bis drei davon. Die gesellschaftlichen Unterschiede

sind immer noch gross. Sobald sie mich aber als ehemalige Alexandrinerin kennenlernten, wurden mir viele Türen geöffnet. Zum Beispiel wurde ich öfters zu Ramadan-Familienfesten eingeladen, ich wohnte bei Freunden, die ich fast nicht kannte.

Ich konnte in Luxor die Schule der Künste besuchen, auf Arabisch «Kolegio el funuu el gamila», einfach so. Der Direktor der Schule fragte mich: «Wollen Sie von uns lernen oder können wir von Ihnen lernen?» Ich antwortete: «Ich möchte von Ihnen lernen.» Das wars. Sie sind immer noch ein sehr grosszügiges Volk, diese Ägypter, obwohl einige von meinen damaligen Freunden eher arm waren.

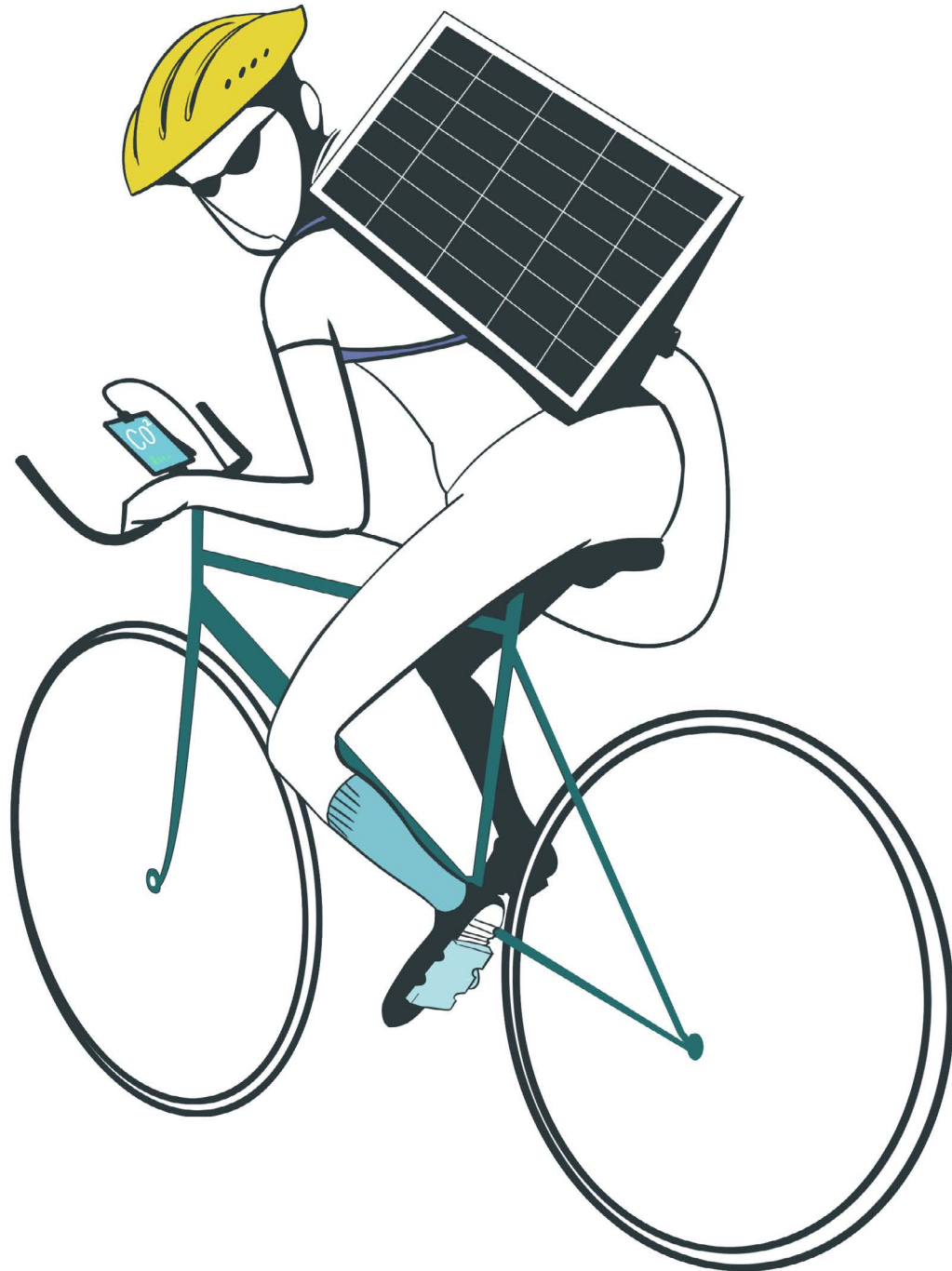
«Ma Schah Allah» heisst auf Deutsch «So Gott will». Dieser wunderbare Ausdruck wird in Ägypten öfters gebraucht, um Fülle oder Üppigkeit auszudrücken. So schön!

Während dieser Reise wurde mir bewusst, dass ich die Länder, die ich liebe, vermissen werde. Egal ob ich in Alexandria, Griechenland oder in der Schweiz wohne. Heimweh habe ich immer nach den zwei anderen Ländern und natürlich den Menschen und ihren Gewohnheiten. Egal, wo ich wohne. Eine Erkenntnis, die sehr schmerzlich ist, ich kann ja nicht gleichzeitig in allen drei Ländern wohnen. Aber ich habe alle Menschen in meinem Herzen vereint. Die schönste und wertvollste Erfahrung meines Lebens!

Ich habe das Herausschreiben als eine grosse Heilung in meinem Leben empfunden. Beim Betrachten der Bilder von mir und meinem Vater wird mir plötzlich bewusst, dass er mich sehr gern hatte. Einfach so! Wie schön, was für eine Befreiung! Nur hat sich, so nehme ich jetzt an, meine Mutter zwischen uns beide gesetzt. Sie hatte vielleicht Angst um ihre Stellung innerhalb unserer kleinen Familie. Denn sie hat sich meistens über meinen Vater bei mir beklagt, und ich glaubte ihr einfach alles. Jetzt denke ich, dass sich mein Vater in Alexandria auch etwas verloren vorkam. Trotzdem bin ich sehr, sehr dankbar für dieses neue Gefühl, das ich für meinen Vater empfinde. Auch nach seinem Tod. Es muss wohl richtig sein, dass die Seele des Menschen unsterblich ist. Diese Erfahrung fühlt sich wie das fehlende Puzzlestück im Bild meiner Jugend an. Welche Befreiung, welche Bereicherung! Danke, Leben! Auch das, ein Wink von oben!

Beginnt diese Geschichte jetzt von Neuem? Oder ist alles nur ein Traum? Ich hoffe nicht!

Maria Friedrich ist begeistert vom Vorlesen ihrer Geschichte für Freunde und Nachbarn. Das Herausschreiben hat sich für sie als Heilungsprozess entpuppt. Welche Freude und Bereicherung!



Im Jahr 2050 oder Auf und Ab
Von Ivan Siegenthaler

Was wäre, wenn die Welt CO₂-neutral wäre?

Es ist nun schon das Jahr 2050. Die ganze Welt lebt nun klimaneutral. Jeder Bürger hat eine eigene Energie-Stempelkarte und ein eigenes CO₂-Konto, welche beide penibel von den Behörden überwacht und kontrolliert werden. Zum Konto gehören etwa öffentlicher Verkehr, Tanken vom Auto, Heizung und alles Weitere, was mit CO₂ zu tun hat. Mit der Stempelkarte muss jeder alles ganz genau abbuchen und dokumentieren, sonst drohen happige Bussen von der CO₂-Polizei.

Formel-1-Rennen und alle weiteren Auto- und Töffrennen sind mittlerweile verboten. Die neu verkauften Autos sind alle elektrisch oder mit Wasserstoff-Antrieb. Benzin ist nur noch für Oldtimer-Autos zugelassen.

Die Fussball-WM findet 2050 in China statt.

An einer schönen Wohn-Strasse, genannt die Engelsstrasse, sind auf der einen Seite die bescheidenen Einfamilienreihenhäuser und auf der anderen Seite die grossen und protzigen Villen in einer mittelgrossen Stadt in der Schweiz. Am Strassenrand wehen viele Fahnen, die verkünden, dass sich diese Engelsstrasse besonders vorbildlich in Bezug auf CO₂ im letzten Jahr verhalten hat. Deshalb erhält jeder der Strasse 1000 Flugmeilen.

In einem schmucken Reihenhaus auf der linken Seite der Engelsstrasse der Familie Müller steht Vater Reto (40-jährig, Lehrer) schon um sechs Uhr auf. Er strampelt zuerst eine ganze Stunde auf dem Hometrainer, bis der Akku des Kochherdes aufgeladen ist und rasiert sich dabei nass. Jetzt kann er mit geladenem Akku des Herdes die veganen Würstli für die Familie machen. Seine Frau Sandra (35-jährig, Physiotherapeutin) geht ebenfalls eine Stunde auf den Hometrainer, damit die Kaffeemaschine genügend Energie hat. Sie feilt sich dabei ihre Fingernägel. Um sieben Uhr stehen die 14-jährigen Zwillingjungs Jan und Jonas auf und beklagen sich, dass ihre Handys keinen Akku mehr haben. Die Familie Müller lebt vegan, weil sie sich anderes nicht leisten kann. Aber sie wollen es jetzt dann widerwillig mal mit Insekten versuchen, die günstig und vom Staat subventioniert sind. Das Strampeln mit den Hometrainern wird natürlich sehr genau dokumentiert mit den CO₂-Stempelkarten.

Der Arbeitsweg der Familie Müller dauert für die vier Mitglieder je 45 Minuten. Sie sind alle bewaffnet mit veganem Essen in den Tupperware-Schäleli für das Zmittag. Sie absolvieren das Pendeln mit einem normalen Velo, da Elektrobikes zu teuer geworden sind. Doch der reiche Nachbar machte ein Loch in alle Velo-Pneus, da er neidisch auf das Familien-Leben der Müllers ist. Aber die Müllers können sich einen Privatdetektiv nicht leisten zur Aufklärung dieses Falles. Deshalb müssen sie heute nun den Bus nehmen und wieder mit der CO₂-Stempelkarte abbuchen.

In der protzigen Jugendstil-Villa auf der rechten Seite der Engelsstrasse zahlt Jacques Meier, der bis um zehn Uhr ausgeschlafen hat und reichlich brunchte, per Onlinebanking seine CO₂-Zertifikate, da er ein verschwenderisches Leben führt. Jacques fährt einen smaragdgrünen Rolls-Royce und hat schon wieder eine neue junge, hübsche Freundin an seiner Seite. Er nervt sich beim Tanken über die nochmals gestiegenen Benzinpreise. 100 Franken pro Liter Benzin bezahlt er. Aber er kann

sich das ja schliesslich leisten als Lotto-Millionär. Jacques grilliert abends mit ein paar Freunden beim Swimmingpool. Der Rauch zieht rüber zu den Müllers im Reihenhaus. Jacques hat manchmal Alpträume von CO₂-Stempelkarten.

Abends wieder Hometrainer bei den Müllers zum Laden des Kochherds. Es gibt Spaghetti mit veganem Pesto. Die Zwillinge haben das Essen nicht gern. Der Fleischduft des Grills des reichen Nachbarn macht sie neidisch. Die Jungs laden ihre Handys widerwillig auch mit dem Hometrainer auf. Der Vater Reto sagt, dass sie bald genug CO₂ eingespart haben für die Reise nach Sydney.

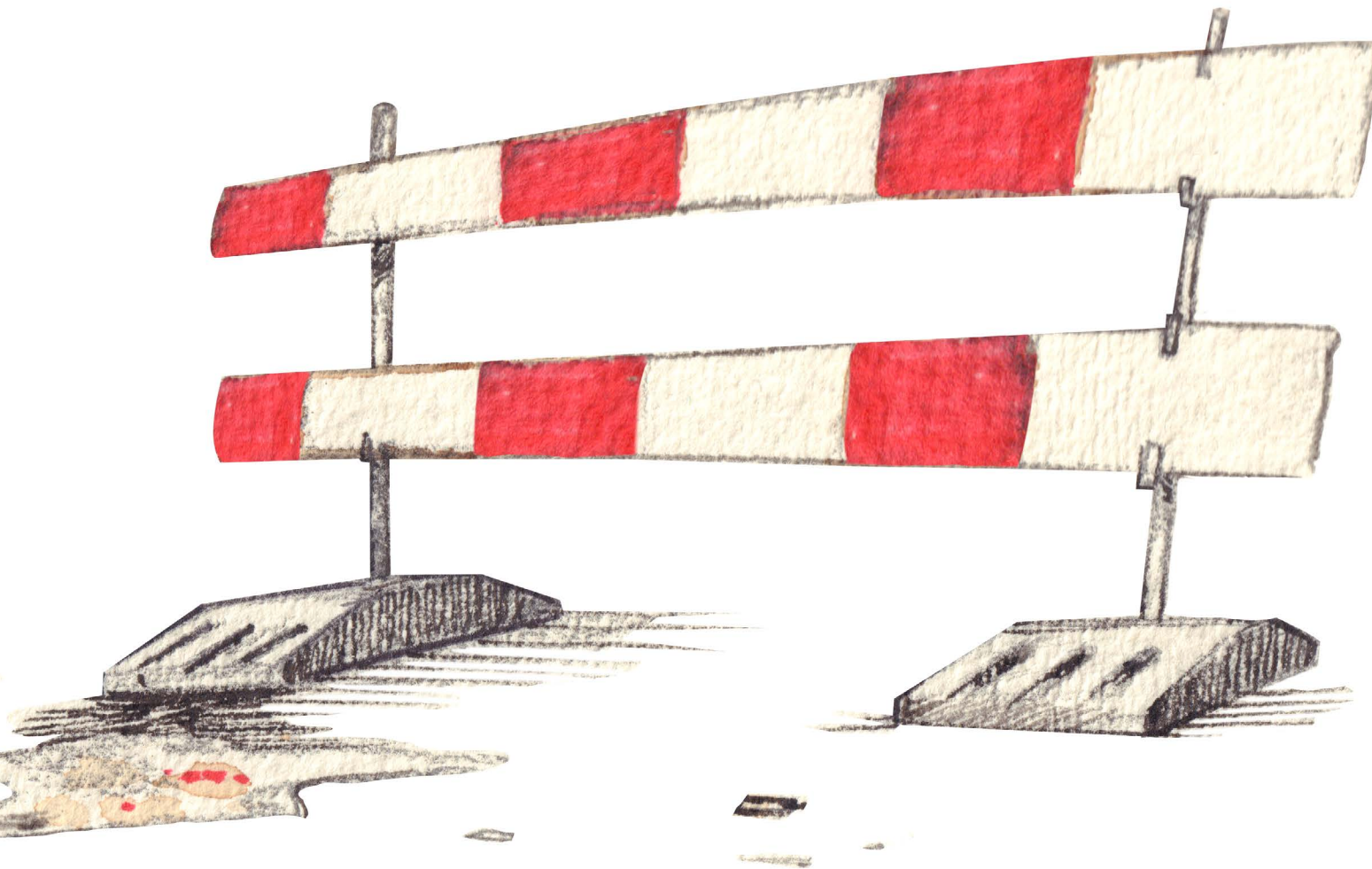
Jan und Jonas gehen nun an das Public-Viewing der Fussball-WM. Doch dort treffen sie nun schon wieder auf Hometrainer an, damit genug Energie für die Übertragung da ist und das Bild nicht ruckelt. Schauen darf man nur, wenn man sich abstrampelt. Genervt gehen sie weiter. Sie träumen nun von den 1960er-Jahren, als es noch keine CO₂-Vorschriften gab.

Die Zwillinge schütten ein paar Kilo Zucker in den Tank des Rolls Royce von Jacques Müller. Es gibt einen Schaden, aber Jacques hat ja noch einen zweiten Rolls Royce. Der Kraftstofffilter und die Einspritzdüsen werden verstopft. Doch der Privatdetektiv von Jacques erwischt die beiden Jungs. Vater Reto hatte ihnen den Tipp mit dem Zucker gegeben. Zur Strafe gibt es auch hier eine CO₂-Busse von der CO₂-Polizei. Jacques hat etwas Erbarmen mit den Jungs und gibt ihnen zwei Entrecotes vom Grill.

Die Zwillinge Jan und Jonas gehen nun in die Disco. In der Disco wird die Lightshow von der Energie des Tanzens bestimmt. Kein Tanz – keine Lightshow. Da es nur wenige Leute hat, gibt es dementsprechend nur eine minimale Lightshow. Es gibt eine Reise nach London zu gewinnen für den, der am meisten Energie zuführt mit Tanzen. Gelangweilt und genervt ziehen die Zwillinge weiter. Die Buben klauen darum nun zwei Töffli und machen eine Spritztour.

Sie werden aber von der Polizei erwischt und kriegen eine saftige CO₂-Busse. Die Eltern haben gar keine Freude und müssen nun um die Reise nach Sydney bangen, für die sie drei Jahre CO₂ gespart haben. Nur bei einem triftigen Familiengrund wie Hochzeit oder Beerdigung werden solche langen Reisen überhaupt bewilligt. Die Zwillinge spielen nun Lotto, damit sie auch so leben können wie der reiche Jacques.

Ivan Siegenthaler arbeitet als Redakteur und Moderator beim Radio. Als Hobby schreibt er Drehbücher. Die Inspiration nimmt er aus dem Nichts.



Verallgemeinert
Von Ruth Rüfenacht Boller

Montag Nachmittag, die Patienten strömen in die Arztpraxis. Ich bin freundlich, mache Handreichungen, lächle und bin die reizende rechte Hand meines Chefs.

Endlich Feierabend, es wird dunkel und ich mache mich auf den Heimweg. Farbige Blätter fallen auf die Strasse, sie ist glitschig wie Schmierseife. Der Bus kommt bald, ich drücke mich in die muffige, feuchte Menschenmasse hinein. Die Strecke erscheint mir länger als gewohnt. Endlich kann ich aussteigen und dränge mich wieder durch Rucksäcke, dicke Bäuche und sperrige Menschen gegen den Ausgang.

Auf glitschigem Boden tänzelnd, erreiche ich die Strasse mit dem Haus.

Plötzlich rot-weisse Abschränkungen und Polizisten.

Mit klopfendem Herzen und erschrocken springe ich über ein Absperrband.

Sofort kommt eine dunkle Stimme: «Wohin des Weges, Fräulein?» Wie versteinert bleibe ich stehen und sage kleinlaut: «Ich will nach Hause.» – «Wo wohnen Sie?» – «Da, im 120.» – «Sie können nicht nach Hause.» Ich falle dem Mann ins Wort: «Aber warum denn nicht? Was ist passiert? Ich bin müde, habe gearbeitet, möchte ein Bad nehmen.» – «Das geht nicht», entgegnet der Beamte. «Wir haben Weisung, dass niemand in diese Häuser darf.» Weitere Worte habe ich nicht mehr gehört. Ich bin verärgert, ich wohne hier, verdammt nochmal.

«Tja, Sie können jetzt nicht nach Hause, haben Sie denn die Tafel nicht gesehen?»

Die Tafel!



Das ist mir egal, ich weine und streite mit den Polizisten, bettle um Einlass, aber die Antwort ist immer und immer ein Nein.

Ich kann heute bei einer Freundin übernachten. Muss mir Unterhosen und ein Nachthemd borgen. Die etwas verwaschenen und nicht nach mir riechenden Kleider sprechen mich nicht an. Ich besorge mir am nächsten Tag zwei Unterhosen in weiss und schwarz, Marke Perosa. Kaufe eine Seife, deren Werbung ich immer im Fernseher gesehen habe: Romy Schneider, das ungeschminkte Gesicht eines Stars, sagt die ungeschminkte Wahrheit über LUX, die Feuchtigkeitsseife. Sie riecht blumig, der Name LUX ist eingestanzt. Etwas, das ganz mir gehört. Ein T-Shirt, blütenweiss, gekauft bei Jelmoli. Ein Gefühl der Frische umgibt mich und mir geht es etwas besser. Früher spielte ich mit dem Gedanken, wie es wäre, nur mit einem Buch wegzugehen. Jetzt habe ich nicht einmal ein Buch. Tagebücher, Liebesbriefe, Kleider, Fotoalben, mein geliebtes Bett und Erinnerungsstücke:

WIRD DAS ALLES IN DIE LUFT FLIEGEN?

Die Tageszeitungen sind voll mit der Sensationsmeldung über einen sogenannten «Herrn Bomben-B.». Er droht auch nach Tagen, sich und die Nachbarhäuser mit Dynamit in die Luft zu knallen. Er habe genug Säcke gekauft.

Das Bett bei einer weiteren Freundin: Die Matratze ist sehr weich und befindet sich im Wohn-Esszimmer. Ich habe keine eigene Welt mehr. Auf der Toilette finde ich etwas Ruhe. Leider kann

Vorsicht Explosionsgefahr

Im Hause [REDACTED] strasse 120 hat sich Herr [REDACTED] [REDACTED] verschanzt und stellt unmögliche Forderungen. Er hält sich eine Geisel, ist bewaffnet und besitzt Sprengstoff und Benzin. Als Präventivmassnahmen mussten grossräumige Absperrmassnahmen angeordnet werden.

Das Betreten des gefährdeten Gebietes ist polizeilich verboten.

Auskunftsstelle: Kantonaler Polizeiposten, Forchstr. 84 sowie Tel. 29 22 11

20. April 1971

Kantons- und Stadtpolizei Zürich

ich nicht länger in der Wohnung bleiben, es komme Besuch, sagt meine Freundin. Anrufe von Bekannten, die mich ausfindig gemacht haben, wollen aus erster Hand die Sensation hören und sie dann sicher weiter verbreiten ...

Niemand fragt nach mir. Ich fühle mich verallgemeinert. Mit einem Plastiksack voll Habseligkeiten. Das gefundene Hotel, 20 Franken für ein Zimmer mit Frühstück, ist etwas heruntergekommen. Die geblühten Tapeten und der Badeteppich lassen mich erschauern. Nach einem heimatlosen Tag werfe ich mich auf das grosse Bett und weine.

Montag Morgen, die Zeitungen haben schon wieder andere Themen. Filmstars sind fremdgegangen, Scheidungen wurden angedroht und vollzogen. Ein besetztes Haus sei von der Polizei geräumt worden.

Ein Anruf eines Polizisten an meinen Arbeitsplatz. Ich darf ganz schnell meine Habseligkeiten aus dem Haus holen, heute zwischen 16 und 16.30 Uhr.

Ich stehe in der Wohnung, die Pflanzen haben Durst, alles andere ist noch da.

Ich rette einige Tagebücher, etwas Wäsche, und dann weiss ich nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Ich kann mich einfach nicht entscheiden, was mir noch wichtig ist, was ich noch mitnehmen soll. Hastig verlasse ich den Unort.

Ich erfahre, dass Herr B. immer noch eine Geisel bei sich hat. Ich frage mich, wie es ihr wohl geht. Ich hoffe, dass sie unverletzt bleibt.

Wie würde sie die Geschichte heute erzählen?

Herr B. sei wütend auf das Steueramt; einfach auf alle, die Geld von ihm verlangen. Er habe immer gut mit seinem Gemüseladen gearbeitet und alle Rechnungen bezahlt, bis es nicht mehr ging. Die Stadt sei ungerecht und habe ihn schikaniert. Er sei doch immer ein ehrenwerter Mann gewesen. Psychologen und die Polizei suchen das Gespräch mit ihm. Vor dem «Bombenhaus» stehen, Tag und Nacht, Journalisten und Fotografen und natürlich Polizisten.

Endlich, endlich, Herr B. wurde festgenommen, er habe sich ergeben ...

Diese Mitteilung hat bei mir bei mir Glücksgefühle ausgelöst und mir wieder Boden unter den Füssen gegeben.

Dieses Ereignis hat bei mir Spuren hinterlassen.

Dinge sind für mich nicht wichtig. Ich verliere immer wieder Sachen. Materielles ist für mich zwiespältig.

Der Gedanke, dass alles in die Luft fliegt, ist immer da.

Ich kann nicht verstehen, warum viele Menschen so an ihrem Besitz hängen. Ich muss immer lächeln, wenn jemand etwas verloren hat und wehklagt, wie wertvoll das sei. Für mich wäre das überhaupt nicht schlimm, sondern es wäre wieder etwas weniger, das in die Luft fliegen könnte.

Ruth Rüfenacht Boller ist fasziniert von Kunst und Theater und kehrt immer wieder zum Schreiben zurück. Menschen, die in schwierigen Situationen trotzdem ihr Leben meistern, interessieren sie besonders. Tiere und Natur geben ihr Freude und Kraft.



Löwen aus Stein
Von Barbara Bott

Sie sitzen, einer links und einer rechts, jeder auf seinem Sockel. Und blicken auf den See hinaus.
Sie sassen, soweit ich mich erinnern kann, auch schon dort, als ich mit meiner Grossmutter das erste Mal im See schwamm.
Ich war sechs- oder siebenjährig, sehe heute noch vor mir, wie die frühe Sommer-Morgen-Sonne das Wasser kitzelte und zu silbernen Blitzen brachte.
Es war ein Eintauchen in Glückseligkeit. Und unser ganz eigenes Frauenritual.
Baden oben ohne war neu in Mode. Meine Grossmutter, aus gutbürgerlichen Kreisen, regte sich jedes Mal über diese «alten, nackten Weiber» auf.
Dann fuhr uns der 5er wieder Richtung Zoo und Zürichberg.
Für mich alles in einer zauberhaften Heiligkeit leuchtend.
50 Jahre her.

Zurück zu meinen Löwen aus Stein.
Was wäre, wenn ... ich diese Löwen bewegen könnte?
Sie so drehen, dass sie nicht mehr in den See, sondern einander mit ihren Augen anschauen.
Ähnlich wie es die Sphinx im alten Ägypten taten.
So werde ich eine Reisende und kann ihr Rätsel nicht lösen. Noch nicht.
Sie lassen mich trotzdem passieren. Sind mir gut gesinnt.
Es sind meine Beschützer.
Jetzt wage ich es, drehe ihre massiven Körper mehr nach aussen. Sie verlassen das gegenseitige Fixieren.
Eine blickt gegen die Stadt, die andere seeaufwärts.

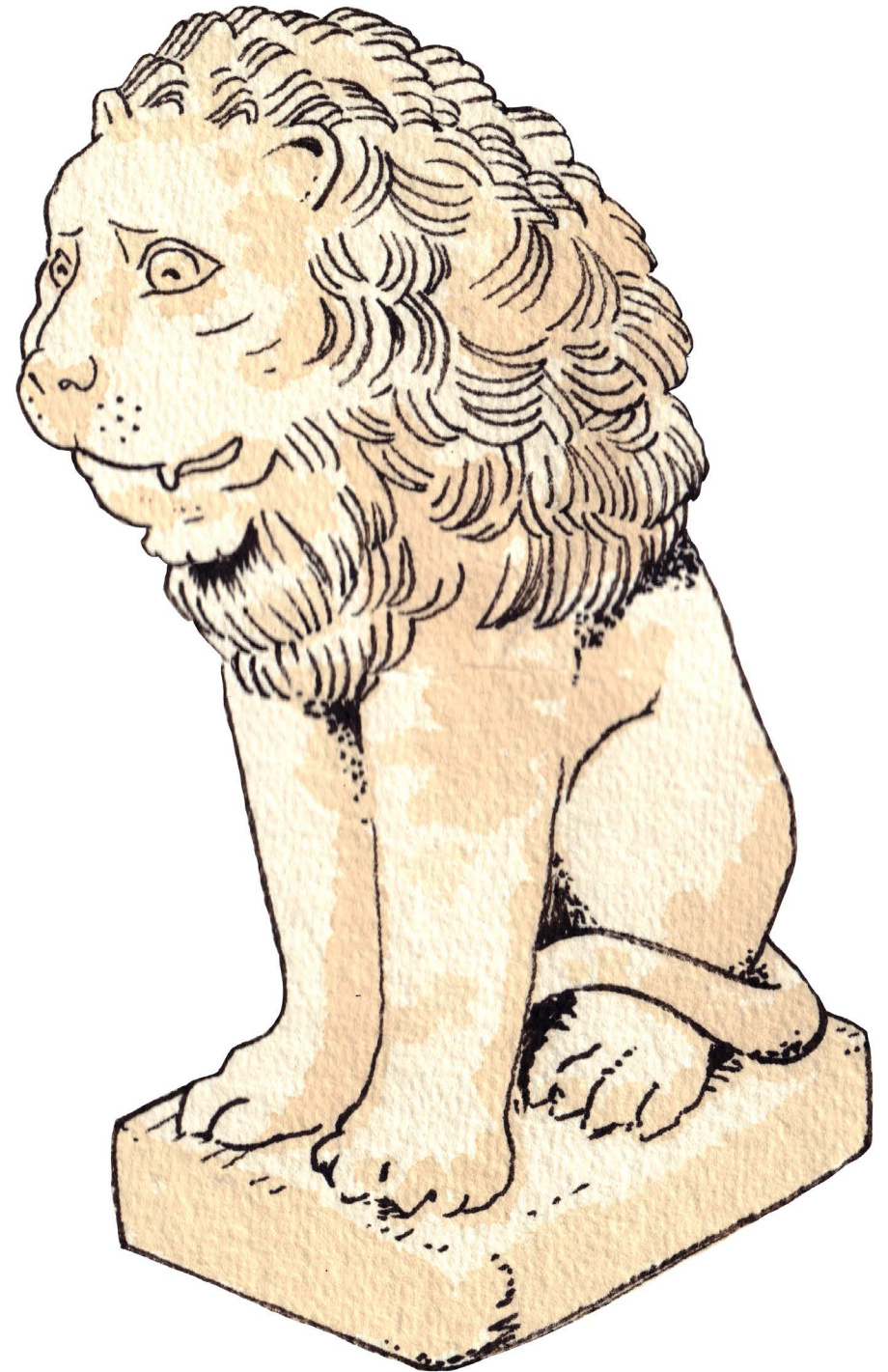
Seeaufwärts tut immer noch weh.
Gut bin ich hier im Hafen. Schutz vor fremden Übergriffen.
Die Segelschiffe schaukeln sanft, das endlos beruhigende Plätschern des Wassers. Eine leichte Bise lässt die Seile rhythmisch an die Masten schlagen. Ihre Wimpel flattern. Möwen schreien aufgeregt, Leute werfen Brotstücke in die Luft.
Seeaufwärts sind Erinnerungen, die ich noch immer nicht loslassen kann.
Heute vor 38 Jahren.
Es gab ein äusserliches Leben, für alle sichtbar.
Stundenpläne, Prüfungen und harte körperliche Arbeit.
Ein Leben, das eine andere für mich fixiert hatte.
Das ich so gar nicht wollte.
Fühlte mich gefangen in einem Netz, von aussen auf mich geworfen.
Aber es erstickte meine Träume nicht.
Sie pochten weiter in meinem Herzen, Gedanken, Fantasien.
Etwas Grosses, Geheimnisvolles wollte ich werden.
Grosses tun.
Eine Forscherin, die in die Tiefen des Universums dringt.
In die Geheimnisse des Lebens und der Seele.

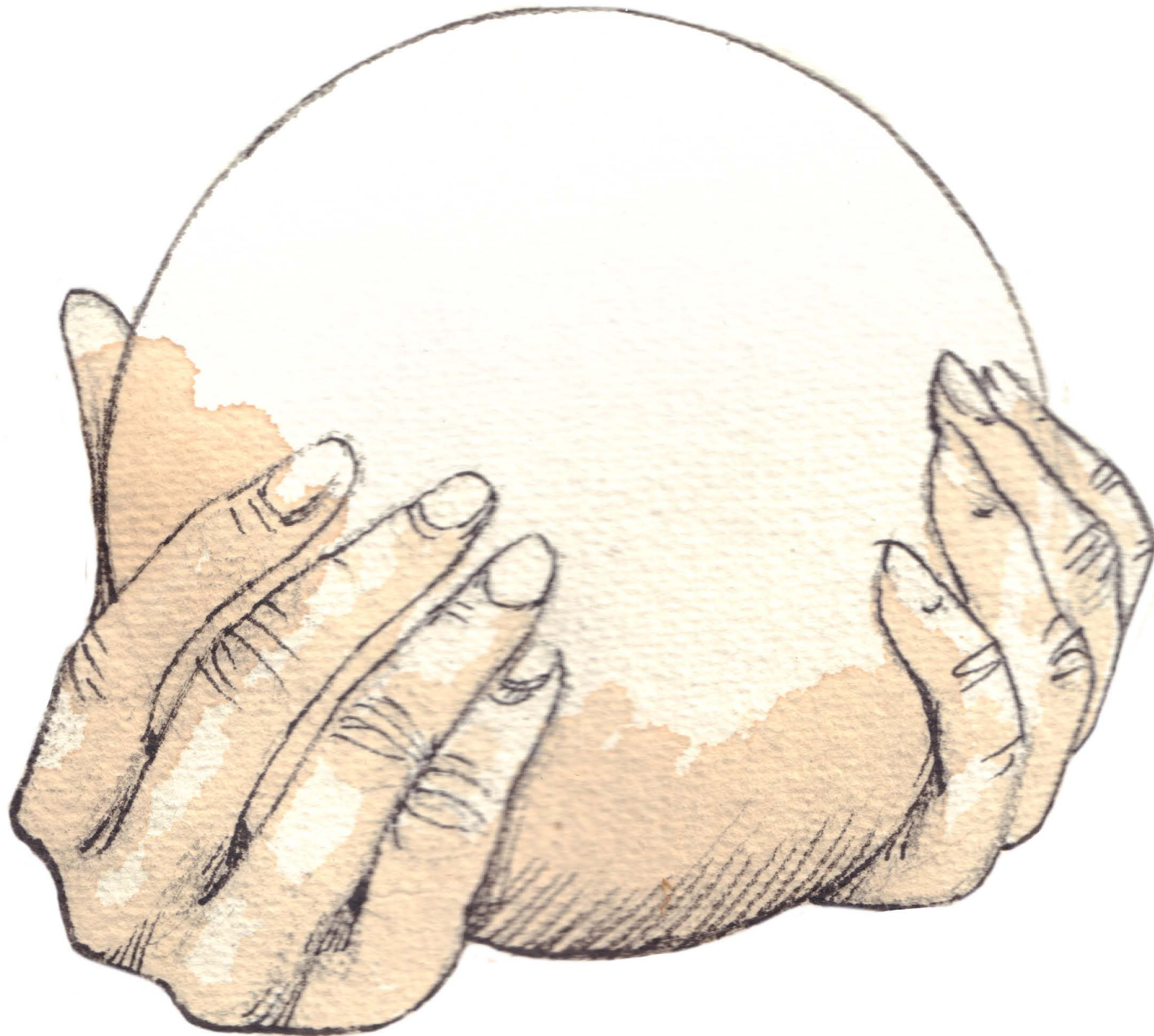
So wie damals das Kind, das voller Vertrauen in den glitzernden See hinaus schwamm.
Meine Löwen-Sphinx schaut nochmals seeaufwärts.
Heute vor 38 Jahren.
Schwere Wolken schieben sich über das Wasser.
Aufgepeitschte, weisse Schaumkronen.
Grauschwarzer, aufgewühlter Spiegel.
Der See als Spiegel des Himmels.
Der See als Spiegel meiner Seele.
Da gab es den anderen.
Mir so vertraut.
Und unendlich fremd.
Gelächelt hat er immer.
Schmale, papierige Lippen
zwischen struppigem Bart.
Das Hemd umspannt den fetten Ranzen.

Aber diese Augen.
Am schlimmsten war sein Blick.
Ein stieriger Blick – immer stieriger Blick.
Kein Entkommen.
SCHNITT.
Hört auf, ihr Bilder!
Hört auf, ihr Worte, ihr Gefühle!
Wo finde ich Schutz und Geborgenheit?
Die Augen meiner schützenden Sphinx sehen euren Fall.
Beide stürzt ihr ins Leere.
Die andere
und der andere.
Ich lasse euch in die Leere fallen,
die ihr mir antun wolltet.
Es fühlt sich traurig an,
unendlich schweigend vollzieht sich alles.
Die Augen meiner Zukunfts-Sphinx blicken noch immer Richtung Stadt.
Da, wo in meiner Kindheit
die Wasser silbern in der Morgensonne blitzten.
Die kindliche Forscherin, die ihr erstes Mal
ins tiefe Wasser hinaus schwamm,
ohne den Grund zu sehen.
Kein Seeungeheuer hatte sie verschlungen.
Sie ist ein Seemädchen.
Die kindliche Forscherin
wird zur Wort-Künstlerin.

Sie sieht die Skyline ihrer Stadt,
und Inspiration fließt ihr zu
wie aus einem Zauberreich.
Die Löwen aus Stein blicken mich an.
Wären sie wirkliche Sphinxen,
würden sie mich jetzt passieren lassen.
Ich habe ihr Rätsel lösen können.
Kann Vergangenes seeaufwärts ziehen lassen.
Mein Leben habt ihr nicht zerstören können,
ihr Widersacher meiner Kindheit.
Ich liess es nicht zu.
Habe gerungen, bin stark geworden.
Eine Forscherin, eine Künstlerin,
wie in meinen frühen Träumen.
Ich tanze auf dem Regenbogen
hoch über eurer Finsternis.
Tiriliere wie eine Feldlerche
im Zenit des Sommers.
Jetzt lächeln mir die Löwen-Sphinxen zu.
Sie lassen mich passieren
in meine neue Zukunft.
Ihre Blicke wieder, unbeirrt,
auf den See hinaus gerichtet.

*Barbara Bott schreibt am liebsten unterwegs, im Zug, in der Badi, auf einem Spaziergang.
Gerne lässt sie sich von den Beobachtungen inspirieren und hält Eindrücke und Erlebnisse
unmittelbar fest. Deshalb liegt immer ein kleines Notizbuch im Freitag-Rucksack bereit.*





Story #7
Von Erika Arzadum

Eines Tages bin ich auf dem Sonntagsmarkt und eine Zigeunerin winkt mich zu sich. «Wenn du möchtest, sage ich dir heute deine Zukunft voraus», sagt sie und fordert mich auf, ihr zu folgen. Im Zelt der Hellseherin angelangt, werfe ich mit Neugier einen Blick auf eine mittelgrosse Glaskugel, die vor mir steht, auf einem Tisch mitten in einem Raum voller Kerzen. Nach einem kurzen Augenblick des Zweifels nehme ich auf einem freien Stuhl Platz. Sollte ich der Hellseherin trauen, soll der Blick in die Glaskugel wirklich funktionieren? Schön wäre es doch. Will ich es überhaupt wissen? Vielleicht sieht sie eine schreckliche Krankheit voraus, einen tragischen Unfall? Und ich würde die jetzigen Tage nicht mehr geniessen können.

Umso näher ich die Kugel mit meinen beiden Händen zu mir ziehe und hineinblicke, ist es so, als ob ich mich heranzöme. Ich beginne, mich zu erkennen.

Ich sehe, ich habe es geschafft und bin sehr erfreut darüber. Ich sitze an meinem Schreibtisch mit wunderschöner Aussicht und schreibe meine Berichte für die Entwicklungshilfe-Organisation, für die ich tätig bin. Ich fühle mich nützlich, mein Leben macht Sinn.

Bumm – ich höre laute Geräusche, ich zucke zusammen.

Ich bin von meiner Traumwelt zurückgekehrt.

Tatsächlich erlebte ich einen schweren Unfall, einen Monat, nachdem ich diesen Herzenswunsch niedergeschrieben habe. Es geschah mit einem E-Scooter auf dem Nachhauseweg zu zweit ohne Helm, ich fiel heftig auf meinen Kopf. Ich blutete innerlich in meinem Kopf, habe einen Schädelbruch, Schädelhirntrauma und eine Sinusvenenthrombose. Ich kann heute dankbar sein, dass ich noch lebe, dass ich sprechen, mich bewegen und schreiben kann.

Die letzten 17 Jahre lebte ich in Bolivien. Es ist mir bewusst, in Bolivien wäre ich sicherlich innerlich verblutet und gestorben oder hätte grosse Einschränkungen gehabt. Wir haben nicht diese grossen Apparate wie das MRI oder einen Krankenwagen, der dich abholt, die Taxis wollen dich oftmals auch nicht einsteigen lassen, da du ihr Auto verschmutzt. Ohne viel Geld wird nicht viel für dich gemacht. Manchmal überlege ich, wie meine Beerdigung aussehen würde. Der Gedanke, dass da niemand oder nur wenige vor meinem Sarg stehen würden, machte mich traurig. Auch fragte ich mich, wollte ich denn unbedingt viele Leute, die um mich weinen? Was wollte ich denn eigentlich?

Jetzt glaube ich, die Antwort für mich gefunden zu haben.

Als ich im Krankenhausbett lag, erschien zuerst die Angst, und ich dachte «Wow, ich bin ganz alleine», was mich selbstverständlich erschreckte. Doch ich war nicht so allein, wie ich vermutet hatte. Ganz im Gegenteil. Das Schönste im Leben ist definitiv, deinen Namen zu hören und die Frage «Wie geht es dir?» Dass sie dir zuhören, dich ermutigen weiterzumachen, und dir sagen, dass alles gut kommen wird. Die schönen Worte und die Zeit, die ich erhielt von Freunden und Verwandten, haben mein Herz erfüllt. Manchmal braucht es tatsächlich nur eine Message, aber sie kann einen sehr umarmen und Kraft geben.

Im Krankenhausbett, umgeben von weisser Farbe, lebte ich von meinen Erinnerungen. Nicht von den Momenten des Studiums, in denen ich mit Eifer nach etwas strebte, den Augenblicken, in denen ich mich ruhig und artig benahm. Merkwürdigerweise waren es die Erinnerungen an die verrückten Erlebnisse, die ein Lächeln hervorbrachten, die mich erfreuten, dass ich sie erlebt habe.

Als ich letztes Jahr nach 17 Jahren von Bolivien in die Schweiz zurückkehrte und auf dem Sozialamt landete – nie dachte ich, dort zu landen –, wurde ich ungeheuer streng zu mir selbst. Erst heute ist mir bewusst, wie sehr ich mich stresste und sorgte, wie übertrieben ich mir Mühe gab, wie sehnsüchtig ich nach äusserer Anerkennung strebte. In meinem KV-Praktikum, das ich absolvierte, um den Einstieg wieder zu finden, übernahm ich dieselbe Haltung. Wie in einem Hamsterrad. Nach meinem schrecklichen Unfall bemerkte ich, so geht es nicht weiter. So kann es nicht mehr weitergehen, wenn ich mich ständig kleinmache. So diene ich der Welt nicht. Die einzige Anerkennung und Liebe, die wir im Leben benötigen, ist unsere eigene. Um so liebevoller und geduldiger ich heutzutage mit mir umgehe, umso besser heile ich.

Plötzlich erkenne ich, dass ich zufrieden mit mir selbst sein kann. Ich habe immer gegeben, alles tue ich mit meinem Herzen. Und ich habe bemerkt, dass am Tag, an dem du aufhörst zu leben, das bleibt, was du von Herzen gegeben hast. Deine Gespräche, deine gemeinsamen Momente, dein Lachen, die Freude, die du erlebt hast in diesem Moment, es ist vor allem das, was uns an den anderen erinnert.

Ich werde meine Illusion und Leidenschaft, in einer Stiftung oder einer Entwicklungshilfe-Organisation für andere Menschen zu arbeiten, nicht aufgeben.

Ich lebe.

Die Kursleiterin und der Kursleiter



Seraina Kobler

ist Autorin und Journalistin, betreibt ein eigenes Schreibatelier und gibt Kurse. 2020 ist ihr erster Roman «Regenschatten» erschienen. Seraina Kobler lebt mit ihrer Familie in Zürich. Sie liebt blühende Artischocken und das Blubbern der Bialetti.



Reda El Arbi

lebt fürs Schreiben und schreibt fürs Leben. Er baut seine Welt täglich neu aus aneinandergereihten Worten und gibt seine Leidenschaft und seinen Beruf auch gerne an andere Menschen weiter. Eine gemeinsame Welt ist nur möglich, wenn Worte und Gedanken den Weg von einem Bewusstsein in ein anderes finden.

Impressum

Herausgeberin: Caritas Zürich

Projektleitung: Seraina Kobler, Reda El Arbi, Anna-Katharina Thürer

Texte: Teilnehmende der Schreibwerkstatt von Caritas Zürich 2021

und Anna-Katharina Thürer

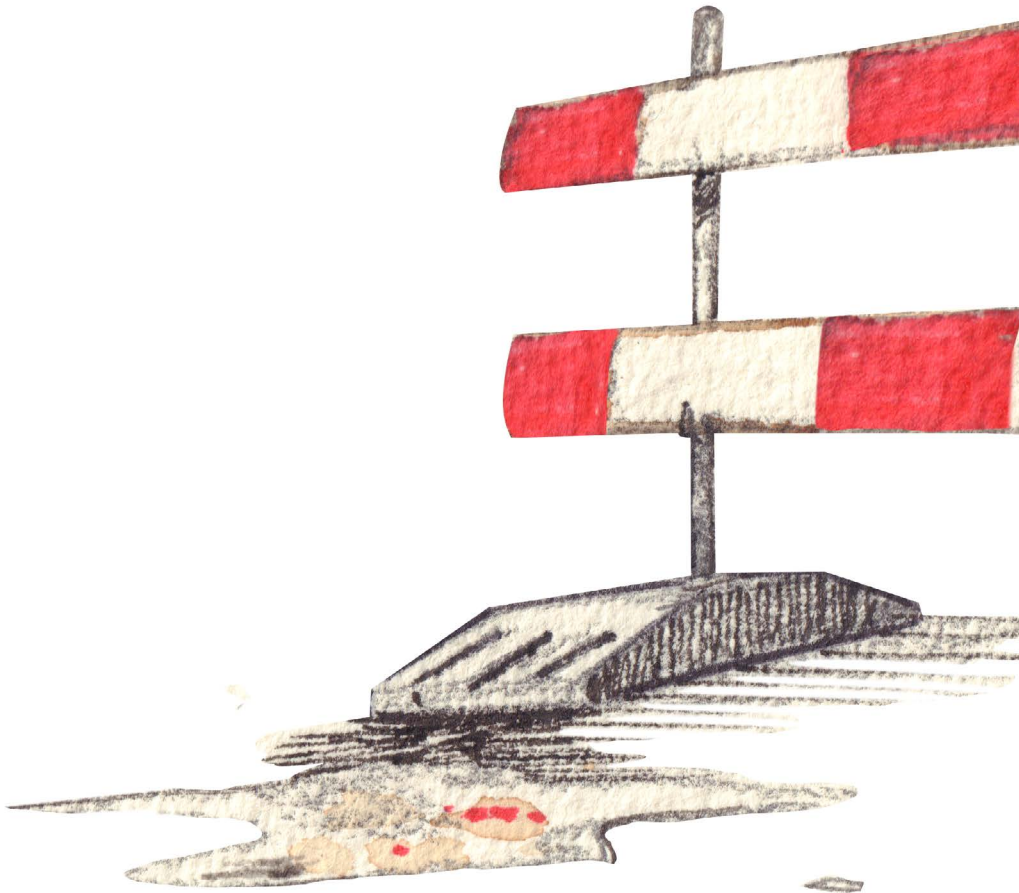
Illustrationen: Marc Müller

Redaktion & Gestaltung: Andreas Reinhart

© Caritas Zürich, Oktober 2021

Diese Broschüre ist als Download erhältlich unter

www.caritas-zuerich.ch/schreibwerkstatt



www.caritas-zuerich.ch

**Jetzt mit TWINT
spenden!**



QR-Code mit der
TWINT App scannen



Betrag und Spende
bestätigen

